

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

213

Dienstag, den 25. October 1842.

Alma,

oder: das gebrochene Herz.

(Fortsetzung.)

Alma hatte sich vorgenommen, den letzten Willen ihres Vaters zu befolgen und sich zu dem Pfarrer zu begeben. Sie traf deßhalb alle nöthigen Anstalten, schrieb an den alten Baron, und bat ihn, sie in den Maßregeln, die sie wegen der kleinen Erbschaft ihrer Tante zu nehmen habe, durch sein Ansehen zu unterstützen. Der Baron, dem es äußerst angenehm war, daß sie Frankfurt verlassen, und sich aus der Gegend begeben wolle, that ihr allen möglichen Vorschub. Nach Verlauf von wenig Wochen sah sie sich wieder in ihrem ersten Aufenthalte eingerichtet. Der Prediger und seine Frau kannten sich vor Vergnügen nicht, ihre liebe Pflgetochter wieder bey sich zu sehen. Diese Freude aber machte anfangs ihre Streitigkeiten nur desto heftiger; die böse Laune der guten Leute hatte mit den Jahren sehr zugenommen. Das, was Alma sonst wenig Kummer machte, war jetzt Ursache, daß sie öfter und lebhafter an das dachte, was sie in Frankfurt zurückgelassen hatte. Ihr ruhiger Charakter wußte aber Alles mit Sanftmuth zu ertragen; die Fehler der Personen, mit denen sie lebte, betrachtete sie bloß als Gelegenheiten, sich in Geduld und Verträglichkeit zu üben. Vorzüglich widmete sie sich der Ökonomie. Das geringe Vermögen, das ihr Vater ihr hinterlassen hatte, war noch überdieß durch verdrüßliche Vorfälle sehr vermindert worden. Bey dem Banquier in Frankfurt standen nicht mehr als 10,000 fl.; das kleine Gürtchen bey Kassel war vernachlässigt und fast ganz verfallen. Sie beschloß, wenn sie mündig geworden, sich dort niederzulassen, und bat den Prediger, an ihren andern Vormund in Kassel zu schreiben, daß Anstalten gemacht würden, das Haus auszubessern und Alles, was zu Grunde gegangen war, wieder anzuschaffen. Sehr oft erhielt sie Briefe von Morhof, die sie selten beantwortete und immer nur in der Absicht, ihn zu ermahnen, alle Hoffnungen aufzugeben.

Morhof kam zu dem Prediger, Alma ließ sich nicht sehen. Er ergab sich in ihren Willen und ließ ein Billet zurück, worin er ihr schwor, sie ewig zu lieben, sie möchte auch noch so grausam gegen ihn seyn. Alma, gerührt von seiner Standhaftigkeit und Bescheidenheit, antwortete ihm, sie liebe ihn und

werde ihn ewig lieben, allein es sey höchst unnütz, Pläne zu entwerfen, die nie ausgeführt werden könnten. „Nie,“ sagte sie, „soll meine Liebe zu Ihnen Ihren Angehörigen Verdruß machen.“ Mornhof kam einige Tage darauf wieder. Dießmal erhielt er die Erlaubniß, sie in Gegenwart des Pfarrers und seiner Frau zu sehen. Diese Leute aber fürchteten den alten Baron und erklärten, sie würden seinem Sohne keinen Besuch mehr gestatten. Dieß war für Alma ein neuer Beweggrund, sich seinen Besuchen zu widersetzen, da sie mehreren Personen nachtheilig werden könnten. So verfloßen zwey Jahre, in denen sie sich oft schrieben, wenig sahen, aber immer mit gleicher Treue liebten. Mornhof, voll Verzweiflung, keine Änderung in seinem Schicksale wahrzunehmen, von seinem Vater bestürmt, ein reiches Mädchen zu heirathen, entschloß sich unter den Truppen, die der Landgraf von Hessen dem Könige von England während des amerikanischen Krieges überließ, Dienste zu nehmen. Sein Vater konnte sich nicht dagegen setzen. Fast alle seine Freunde hatten sich eifrig bemüht, unter die Zahl derselben aufgenommen zu werden. Er suchte darum nach und sagte Alma nichts von seiner Entschließung, bis er die Erlaubniß erhalten hatte. Sie zerfloß in Thränen als sie es hörte, doch suchte sie ihn nicht von seinem Vorsatz abzubringen, sie äußerte vielmehr ihre Zufriedenheit über seinen Ehrgeiz sich hervorzuthun, und dieselbe Laufbahn mit seinen übrigen Landsleuten zu betreten, die in ein so entferntes Land im Dienste ihres Herrn die Waffen trügen. Er beschäftigte sich mit den Anstalten zur Reise und eilte, in seiner neuen Uniform, vor Alma zu erscheinen. Sie sah ihn nicht anders, als mit der größten Bewegung. Nach Amerika zu gehen, so vielen Gefahren Troß zu bieten, war eine furchtbare Idee; sie dachte nicht ohne Schrecken und Schauder daran, und ward von der heftigen Unruhe krank. Defungeachtet verheimlichte sie Mornhof alle ihre Leiden, und da sie ihn zum letzten Male sah, bewaffnete sie sich mit all dem Muthe, den der Gedanke an den Ruhm des Geliebten ihr einflößte. Ohne ihre Seele durch allzu zärtliche Klagen zu entnerven, hielt sie seinen letzten Abschied mit einer Standhaftigkeit aus, die geschickt war, auch ihm sich mitzuthellen. Der Pfarrer und seine Frau waren immer bey ihren Zusammenkünften gegenwärtig gewesen, sie waren es auch in diesem letzten Augenblicke. Mornhof ergriff im Feuer der Leidenschaft und Zärtlichkeit eine Bibel, öffnete sie, ließ sich vor Alma auf die Knie nieder, legte die Hand auf die Bibel und schwor, er werde nie einer Andern, als ihr angehören, er verbinde sich mit ihr auf ewig. Hierauf nahm er Alma's Hand, legte sie auch auf die Bibel und bat sie, seine Schwüre anzunehmen und zu billigen. „Ja, Mornhof,“ sagte sie, „ich werde nie eines Andern seyn, ich werde nie aufhören, Sie zu lieben. Sie aber — wählen Sie eine Andere, wenn Sie hoffen, glücklicher durch sie zu werden!“

Mornhof bat den Pfarrer, ihren Schwur zu segnen; dieser weigerte sich zwar sie zu trauen; aber er verbarg ihnen nicht seinen heißen Wunsch, daß sie mit der Zeit ein Paar werden möchten. Mornhof drückte Alma die Hand, badete sie in Thränen und entfernte sich unter einem Stillschweigen, das den ganzen Zustand seiner Seele ausdrückte.

Alma war nach Mornhof's Abreise noch lange krank. Sie bekam sehr oft Briefe von ihm. Alle sagten ihr, daß sie noch immer geliebt werde, und daß die Reise glücklich sey. Sie waren endlich bey Neu-York gelandet. Nach der Schlacht bey Trenton meldete er ihr, sein Hauptmann sey getödtet worden, und

er selbst habe eine Wunde im Gesichte bekommen. „Ach.“ sagte er, „vielleicht werden Sie mich nicht wieder erkennen. Die Beschwerden des Krieges und der Wunden werden mich verändert haben, und Sie, anbethungswürdige *Alma*, werden Sie es nicht auch seyn? Wird eine zweyjährige Abwesenheit nicht vielleicht meinem Schicksale nachtheilig seyn? Sagen Sie mir, was ich zu erwarten habe. Ihr Ausspruch soll entschieden, ob ich den Tod aussuchen, oder die Hoffnung nähren soll, nach meiner Zurückkunft mein Leben, mein Schicksal mit Ihnen zu theilen. Nichts soll mich hindern der Ihrige zu seyn, ich habe es geschworen und ich schwöre es noch einmal.“ *Alma* benetzte diesen Brief reichlich mit Thränen; auch sie schwor, nie einem Andern anzugehören. „Und bin ich nicht die Seinige?“ rief sie aus. „Wir haben uns auf das Heiligste geschworen, daß Eines des Andern seyn soll; ich bin *Mornhof's* Gattinn, und die Ursache, daß er sich in Gefahren stürzt und sein Leben wagt! Schon jetzt hätte ich das Recht ihm zu folgen.“ Ihre Einbildungskraft wurde durch diese Empfindung noch höher gespannt; sie folgte ihm im Geiste über die Meere, sie begleitete ihren Geliebten durch Wüsten und durch die Gefahren der Schlacht, sie verband seine Wunden und theilte seine Arbeit und Mühe. Bey der Unmöglichkeit, dem Gange ihres Herzens zu folgen, that sie wenigstens ein Gelübde: *Mornhof's* Rückkehr in der Einsamkeit zu erwarten, in einer gänzlichen Eingezogenheit zu leben, ihre Tage und Stunden dem Andenken an ihn zu widmen, und sich mit seiner Rückkunft und dem Glücke, das auf diese folgen sollte, zu beschäftigen. Sie schrieb einen Brief, worin sie zwar nicht Alles sagte, was sie dachte, aber auch genug, um *Mornhof* von aller Treue und Beständigkeit, deren ihre zärtliche und edelmüthige Seele fähig war, zu überzeugen. Dieser Brief ging verloren, und seit jenem letzten Briefe erhielt sie auch von *Mornhof* keinen mehr. Sie erfuhr nicht einmal, daß er zur Armee des Generals *Bourgoyne* gestoßen war. Die Neuigkeiten, die sie so begierig in öffentlichen Blättern aufsuchte, meldeten ihr nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letztes Ziel.

Des Mondes Licht zum einzigen Geleit
Ging ich durch tiefe Waldeseinsamkeit;
Der Nachtwind spielte mir um Stirn und Haar,
Ein Gruß des Friedens, süß und wunderbar.
Kein Vogel sang, doch sandten Baum und Strauch
Den Duft empor als stillen Opferhauch

Wo er hervorbricht aus dem Felsgeröll,
Da sank ich nieder an dem klaren Quell,
Sein labend Raß schöpft' ich mit hohler Hand,
Und nekte meiner heißen Lippen Rand
Und träumerisch rief ich: „o mir wäre gut,
Den Lob zu trinken aus der frischen Flut!“

Im Leben war ich immerdar allein,
Drum will ich auch im Sterben einsam seyn.

Kein feuchter Blick, der frommes Mitleid lügt,
Kein Seufzer, der mit Liebescheu betrügt,
Kein gleißend Menschenwort soll mich umweh'n,
Wenn meine Seele will von hinnen geh'n!

O diese einsam schöne Stätte hier,
So recht gemacht zum Sterben dünkt sie mir!
Sanft nahm' mich auf das weiche Blumenried,
Es sänge mir der Quell mein Schlummerlied,
Die Sterne leuchteten am Himmelszelt
Wie Fackeln um den Sarkophag gesteckt.

Und Niemand wüßte von der Menschenschaar
Was wohl das Schicksal der Verschollnen war.
Manch albern Märlein würde aufgetischt,
Manch alte Lüge wieder aufgefrischt;
Doch ihres Hasses frevelhaft Gericht,
Es störte mich in meiner Ruhe nicht. —

Weh mir, daß noch mein Weg zum Grab nicht frey!
Ein ernstes Bild zieht streng an mir vorbey
Und ruft: „Geht auch dein Sehnen nach dem Tod,
Denk daß das Leben Pflicht, die ich gebot!“
Sie sey erfüllt! doch heischt sie einst nichts mehr,
Zu süßem Sterben eil' ich dann hieher!

Betty Paoli.

Die Lehrjahre eines „Rechtsfreundes.“

(S c h l u ß.)

Ein ganzes Jahr verfloß auf diese Weise, als plötzlich die Herren S o m e b o d y, ausgezeichnete Bierbräuer und Malzdörerer zu London, bankerott wurden. Der Zufall hatte gewollt, daß die Herren S o m e b o d y das Haus der Witwe mit Bier versehen hatten, und daß Herr Orlando durch den Einfluß einer gewissen dritten Person zum Rechtsanwalte in dieser Angelegenheit aufgestellt wurde.

Die gerichtliche Abhandlung eines Fallissements war zu jener Zeit ein bey weitem brillanteres und einträglicheres Geschäft, als dieß heutzutage der Fall ist, und obendrein hatten die benannten Bierbrauer keinen gewöhnlichen Bankerott gemacht. Herr W i n k s war natürlich außer sich vor Wuth, und das Waisenhaus, die Pelzmütze, die verfolgte Unschuld &c. &c., wurden zum hundertsten Male wieder auf das Tapet gebracht. S r u b b jedoch besaß eine dicke Haut, und dergleichen Angriffe konnten ihn nicht aus der Contenance bringen; ja es geschah sogar, daß er eines Morgens zum Erstaunen der ganzen Nachbarschaft sich nach der Kanzley des Herrn W i n k s verfügte, woselbst er anfrug, ob der Herr Principal nicht zugegen sey.

Als die erste Überraschung vorüber war, nahm Herr S r u b b das Wort: „Ich gestehe,“ hub er an, „daß mein bisheriges Betragen gegen Sie unbillig, vielleicht sogar ungerecht genannt werden könnte.“

„Ungerecht?“ fiel Herr W i n k s zornig ein. „Habe ich Sie nicht als einen ungebildeten, ungewaschenen Jungen aus dem Hospitale weggenommen? Habe ich Sie nicht gehalten wie mein eigen Kind? Verdanken Sie mir nicht Alles, was Sie sind und was Sie haben? und gerade, als ich Sie hätte brau-

chen können, verließen Sie mein Haus, und bemühten sich seither tagtäglich, mir meine Kunden abwendig zu machen und mich zu ruiniren! Gehen Sie! Sie sind der Undankbarste, der Gewissenloseste —“

„Nein, nein!“ rief Orlando mit fester Stimme und blinkenden Augen, „ich bin keineswegs undankbar! Ich wünsche Ihnen zu beweisen, daß ich keinen Augenblick vergessen habe, was ich Ihnen schulde. Ich wünsche mit Ihnen Friede zu machen, und bin in der Absicht gekommen —“

„Was können Sie mir zu sagen haben?“ unterbrach Herr Wink's zum zweyten Male. „Ich will nichts hören. Sie können durchaus keine Entschuldigung vorbringen, die ich annehmen werde.“

„Nicht meine Worte, meine Thaten sollen für mich sprechen. Es wird bereits zu Ihrer Kenntniß gelangt seyn, daß mir die wichtige causa eines Bankerottes übertragen ist, welchen die Herrn Som e b o d y —“

„Ich weiß — die Bräuer,“ rief Herr Wink's mit Bitterkeit, „und ich zweifle nicht, daß Sie Ihre Tausende dabey herauspressen werden, wo ein Anderer sich mit bloßen Hunderten begnügen würde!“

„Gut, mein Herr! Von eben dieser Anliegenheit bin ich gekommen, mit Ihnen zu sprechen. Die Firma ist bedeutend; die Summen, um die es sich hier handelt, enorm. Ich besitze noch wenig Geschäftserfahrung, und fühle mich kaum fähig, diese Commission bis ans Ende zu führen. Ich bin ferners auch nicht besonders reich, und könnte dabey in größere Unkosten verwickelt werden, als mir lieb ist. — Nun also meine Friedensvorschläge, und der Beweis, daß ich kein Undankbarer bin. Diese wichtige Commission will ich an Sie abtreten. Ich bringe dieses Opfer, um mir Ihre werthe Freundschaft zu erwerben. Vergüten Sie mir meine bisher gehaltenen Auslagen an baarem Gelde, und ich substituire Ihren Namen für den meinen, und übergebe Ihnen die bezüglichen Documente. Nun? Bin ich noch undankbar?“

Herr Wink's rieb seine Augen und zupfte an seiner Nase, um sich zu überzeugen, ob er denn auch wirklich wache. Sobald er aber diese freundige Gewisheit erlangt hatte, stürzte er in die geöffneten Arme des Herrn Scrubb, indem er gerührt ausrief: „Orlando, mein lieber Junge, ich habe Euch Unrecht gethan! In der That! Ihr beherberget edle Gefühle im Busen, und wisset für empfangene Wohlthaten erkenntlich zu seyn! Fortan sind wir Freunde fürs ganze Leben!“ Und während diese Worte gesprochen wurden, schien es mehr als wahrscheinlich, daß Herr Wink's eine oder mehrere Thränen vergießen würde.

Eine halbe Stunde reichte hin, um den Vertrag zwischen den beyden Anwälten abzuschließen. Herr Richard Wink's übernahm die Papiere, welche auf das Fallissement sich bezogen, und Herr Scrubb empfing dagegen von seinem Freunde die Summe von 260 Pfund Sterling, als Vergütung für seine bereits gehaltenen, und gehörig ausgewiesenen Unkosten.

Die Herren Som e b o d y standen vor ihrem Bankerott in dem Rufe enorm reicher Leute, und man hatte fest geglaubt, daß sie ihren Gläubigern wenigstens 75 Percent bezahlen würden. Ihr zweyter Advocat entdeckte jedoch in Bälde, was der Erste, Herr Orlando Scrubb, schon früher entdeckt hatte. Das Geheimniß war in Wirklichkeit überraschend — unglaublich — nemlich, daß das vorhandene Eigenthum der Bankerottirer kaum hinreichen würde, um die Gerichtskosten zu ersetzen, und daß Herr Orlando die Leichtgläubigkeit seines Freundes benützt hatte, um seine schon für verloren gehaltenen Geldauslagen wieder hereinzubringen! Und Herr Wink's war gleich einem Tölpel in diese Falle gegangen, und hatte dem uneigennütigen aufopferndem Freunde die 260 Pfund Sterling richtig ausbezahlt! —

Der Leser wird uns ohne Schwierigkeit beypflichten, wenn wir zum Schlusse noch behaupten, daß mehr als ein halbes Jahrhundert verfloß, bis diese zwey Advocaten wieder ein Wort zusammen sprachen! —

Wie aber Herr Scrubb auf diese und auf ähnliche Weise zu immer ausgedehnteren Geschäften gelangte, wie er nach und nach zum feynreichen Manne, zum Besitzer von Stadt- und Landhäusern wurde, das müssen wir natürlich seinem künftigen Biographen zu erzählen überlassen, da wir uns nur mit dem Beginn seiner Laufbahn, gleichsam mit dem Aufgang dieses leuchtenden Gestirnes zu befassen die Absicht hatten.

Paris, im September 1842.

(Fortsetzung zu Nr. 211.)

Cherubini.

Vail lot erinnert uns an einen kürzlich verstorbenen Meister, der seit undenklichen Zeiten dem größern Publicum eben so bekannt ist als dem wissenschaftlichen Kenner; ich meine Cherubini. Ich will hier keineswegs versuchen, seine Biographie zu schreiben; ein solches Werk würde die Geschichte der Musik selbst seit einem halben Jahrhundert umfassen. Ich will bloß einige Momente aus seinem Leben hervorheben, die sich zum Theil an die Gegenwart knüpfen, und den Künstler oder den Menschen charakteristren. Cherubini und Lesueur schufen das lyrische Drama im Theater Feydau. Diesem machte damals das Theater Favart die Concurrnz: der „Gefangene von Della Maria“ sicherte ihm eine Zeit lang den Vorzug, bis Bertou's „Montano et Stephanie“ im Feydau erschien; hierauf gab Cherubini seine „Deux Journées.“ Inbessen ruinirten sich beyde Theater durch diese Rivalität. Feydau hatte seit acht Jahren alle Abend ein volles Haus gehabt, nicht ein Stück war durchgefallen, die Verwaltung wurde mit der größten Ordnung geführt, und dennoch war Feydau seinem Sturze nah, wie auch Favart. Die Regierung legte sich ins Mittel; beyde Bühnen wurden mit einander verschmolzen, unter dem Namen Opéra comique; die Benennungen Favart und Feydau hörten auf, obgleich sie sich noch lange im Publicum erhalten haben. Damals gingen die Ehre, welche eine Zierde des Theaters Feydau gewesen, zur großen Oper über; daher kommt es, daß Stücke, wie „La Caverne,“ „Lodoiska,“ „Télémaque,“ „Medée“ so früh vom Repertoire verschwanden; sie konnten ohne die Ehre nicht gegeben werden. Diesem Übelstande ist bis jetzt noch nicht abgeholfen worden; bey der Reprise der „Deux Journées“ von Cherubini hat er sich deutlich gezeigt. Von dieser Zeit an verschwand das lyrische Drama; die komische Oper behielt die Oberhand. Aber durch eine seltsame Laune des Schicksals ging der Erfinder selbst dabey zu Grunde: „Della Maria“ versuchte mehrmals sein Glück mit „L'oncle valet,“ fiel durch, und starb kurz darauf im Glend. Cherubini gab hierauf seine große Oper: „Les Abencerrages,“ ein Werk voll Schönheiten vom ersten Range; allein das bey alldem wenig Aufsehen machte. Die einzelnen Stücke wurden in reichen Häusern aufgeführt; man nahm sie mit einer Begeisterung auf, worin sich die Opposition gegen das Kaiserreich aussprach, welche damals im Stillen um sich griff. Napoleon liebte unsern Künstler nicht; aber er hat ihn nie verfolgt, wie man ausgeschrien. Cherubini war stolz, hartnäckig und absprechend; er ließ sich auf keine Discussion ein. Napoleon war eben nicht sehr nachgiebig, aber er discutirte; der Souverän wollte sich dem dictatorischen Urtheile des Künstlers nicht fügen, somit hatte man sich weiter nichts mehr zu sagen. — Cherubini behielt indeß seine Stelle als Inspecteur am Conservatoire; denn Napoleon verschmähte es, seine verletzte Eigenliebe an einem Manne zu rächen, dessen Talent er schätzte. Cherubini's Opern wurden aber nicht mehr aufgeführt, und die mit seinem Amte verbundenen Emolumente reichten nicht hin, aus eigenen Kräften etwas zu thun. Damals begab sich Cherubini nach Wien, wo er seine Oper „Fanisca“ aufführen ließ; das Jahr 1814 kam endlich, und Cherubini's Schicksal nahm eine günstigere Wendung. Ein gewisser Martini theilte mit Lesueur die Direction der königlichen Capelle; Cheru-

bini hatte die Anwartschaft auf Lesueur's Stelle. Nach der zweyten Restauration suchte Martini sich seines Collegen Lesueur zu entledigen. Er ging zu Cherubini, und gab ihm zu verstehen, es hinge nur von ihm ab, sein Colleague bey der königlichen Capelle zu werden. „Ist Herr Lesueur todt?“ fragte Cherubini in jenem trockenen Tone, der keine Antwort zuließ. Diese Antwort lief wie ein elektrischer Schlag durch die Künstlerwelt, selbst Lesueur's Feinde liefen zu Cherubini, und ließen sich bey ihm einschreiben, um ihm für sein edles Benehmen zu danken.

Einige Monate darauf starb Martini, der eigentlich Martin hieß, und von Geburt ein Elsässer war. Nach seinem Tode erhielt Cherubini die Oberintendantur der königlichen Capelle, die er bis 1830 mit Lesueur gemeinschaftlich führte. Im Vorbeygehen müssen wir bemerken, daß Lesueur, nachdem er seine Oper: „Der Tod Adams“ geschrieben, sich ausschließlich der religiösen Musik widmete; er hat eine Menge Oratorien hinterlassen, die für Werke von erstem Range gelten, und dessen ungeachtet in Vergessenheit gerathen sind. Heutzutage kann nur das Theater den Ruhm des Tonsetzers dauerhaft begründen. Seit 1830 ist die königliche Hauscapelle aufgelöst, zum großen Leidwesen der Künstler und Kunstfreunde. Es existirt gegenwärtig nichts Ähnliches mehr in Frankreich. Vierzig ausgewählte Stimmen trugen hier die herrlichen Schöpfungen zweyer großer Meister vor, und wurden durch ein eben so treffliches Orchester unterstützt. Im Jahre 1815 ging mit dem Conservatoire eine Veränderung vor, die eben nicht sehr günstig war. Über dem Haupteingange löschte man das Wort Conservatoire aus, und schrieb dahin: *Ecole royale*. Die Verwaltung wurde dem Intendanten der *Menus plaisirs* zugetheilt, das Directorium hörte auf. Der Intendant, ein Hr. de la Ferre, war übrigens ein sanfter, gutmüthiger Mann, der sich beliebt machte. Später wurde das Conservatoire von den *Menus plaisirs* getrennt und unter die Direction der *Beaux Arts* gestellt, welche Hr. *Sosihene de la Rochefoucault* unter sich hatte. Um diese Zeit (1822) wurde Cherubini zum Director ernannt, neben ihm glänzten als Inspectoren Lesueur, Berton und Paër. Hr. *Sosihene de la Rochefoucault* verdankt man zwey wichtige Maßregeln: er rehabilitirte das Conservatoire, und brachte die beste italienische Sängertuppe zusammen, die man bis dahin gehört, und vielleicht je wird zu hören bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

Sonst und Jetzt. Der große Gelehrte Casaubon wurde eines Tages gefragt, warum er beym Schreiben zittere, und nicht auch bey andern Verrichtungen, wozu er seiner Hände bedurste? Er gab zur Antwort: Allerdings zittere ich bloß bey meinen gelehrten Arbeiten, weil ich in beständiger Furcht bin, daß das, was ich schreibe, der scharfe Kritiker Joseph Scaliger lesen und beurtheilen möchte. Der italienische Homer, der Sänger des befreiten Jerusalem, der große Torquato Tasso besaß die Tugend der Bescheidenheit im Übermaße; denn während man schon anfing, ihn gleichsam zu apotheosiren, glaubte er sich mit seiner Muse noch verachtet, und schrieb deshalb an einen seiner Freunde: *Non posso negare, che io mi doglio oltramisura di esser stato tanto disprezzato dal mondo, quanto non è altro scrittore di questo secolo.* Der herrliche Socrates, die

erste und hellste Leuchte alles höhern Wissens, hat auf die Frage: warum er seine Gedanken nicht niederschreibe, die würdige Antwort gegeben: „Er achte das, was er schreiben könnte, nicht des Papiers werth“ — und bey einer andern Gelegenheit äußerte er wieder: „er wisse im Grunde nicht mehr als das, daß er nichts wisse!“ — Wir überlassen es hier unsern Lesern, die Selbstschätzung dieser Männer in Parallele zu stellen mit dem Eigendünkel unserer Scribenten, und fügen als Beleg nur das Factum bey, daß kürzlich der Verfasser von höchst mittelmäßigen Gedichten und Novelletten in der Vorrede gesagt: „Die Dichtkunst ist im Krebengang begriffen, mein Bemühen war nicht bloß sie aufzuhalten, sondern mindestens um Einen Schritt vorwärts zu bringen.“ 9.

Böllerey und Strafe. Wie uns das „Cabinet de Lecture“ Nr. 53 berichtet, lebt zu Gavrelles im Departement Pas de Calais ein Mann, der unftünziger Weise seinen Ruhm darin sucht, der größte Säufer des Landes zu seyn. Wenn er früh am Morgen aufsteht, so ist sein einziges Treiben die baldige Befriedigung seines übermäßigen Durstes, und wenn er auch den ganzen Tag über wacker getrunken hatte, so erklärte er doch am Abende gewöhnlich, daß er heute vor Durst kaum werde einschlafen können. Vor einiger Zeit kündigte er den Bewohnern seines Ortes an, daß er von seinem Talente zu trinken, eine probemäßige Vorstellung geben werde. Dem zu Folge fing er seine große Production damit an, daß er ein Glas Suhl trank, in der Meinung, daß ihn die nachfolgenden geistigen Flüssigkeiten nicht trunken machen würden. Auf dieses Suhl schüttete er allgemach achtzehn Gläser Brantwein, sechs Bouteillen Wein und weiß der Himmel wie viele Flaschen Bier, und erklärte im Verlaufe dieses bacchantischen Tages mit stammelnder Zunge: „Wäre das Meer nicht eitel bitteres Wasser, ich würde die Lippen am Ufer ansetzen, und es bis auf den Grund in mich einschlürfen!“ Gegen Abend wankte er mühevoll nach Hause, und obwohl sein Weib an diesem Festtage auch nichts weniger als nüchtern blieb, so hatte sie doch noch ihre Zunge so weit in ihrer Gewalt, dem berauschten Manne die bittersten Vorwürfe über seine Unmäßigkeit zu machen. Unter Kneifen und Zanken schlummerte das saubere Ehepaar ein, und träumte von den Genüssen des seligen Tages. — Um diese nächtliche Zeit ritten einige Kürassiere, welche von Brébieres kamen, an diesem Hause vorüber, und hielten plötzlich an, da sie große feurige Dampfwolken aus dem Innern aufsteigen sahen. Sie sprengten das Hausthor und die Zimmerthüre und retteten, was da noch zu retten war. Beyde Eheleute waren nemlich in der größten Gefahr, von dem Brande verzehrt zu werden, der in ihrem Schlafzimmer entstanden war, weil sie das Licht oder das Feuer nicht verwahrt hatten. Während nun die Ginen jener wackern Soldaten das tobende Element zu löschen bemüht waren, haben die Andern jene Gefährdeten aus dem Brande gerettet. Die Frau war am Leibe wenig beschädigt, der Mann aber hatte sich dergestalt verbrannt, daß er wohl kaum zu retten seyn wird. 9.

Brotlose Kunst. Der berühmte amerikanische Taucher Smith schleuderte sich von der Höhe der Sunderlandsbrücke, d. i. aus einer Höhe von 110 Fuß, in die Wellen und konnte kaum mehr ans Ufer gelangen, denn er hatte sich im Innern ein Blutgefäß zersprengt, und wurde so krank, daß man ihm sogleich zur Ader lassen, und ihn sofort in ein Hospital tragen mußte, wo er gegenwärtig noch bedenklich darnieder liegt. 28.